

Ross Welford

Was du
niemals tun
solltest, wenn du
unsichtbar bist

Aus dem Englischen von Petra Knese
und Nora Lachmann

COPPENRATH

35. Kapitel

Auf der Türschwelle merke ich, dass es doch nicht geht. Ich kann nicht ganz selbstverständlich auf die Eastborne Gardens hinausmarschieren und so wie sonst zur Schule laufen.

Und das liegt garantiert daran, dass ich nackt bin.

Natürlich kann mich niemand sehen. Aber ich spüre den Wind auf der bloßen Haut, überall, und das ist einfach zu schräg.

Ich versuche, mir vorzustellen, dass ich einen Badeanzug trage. Das hilft.

Kaum bin ich ein paar Meter gelaufen, kehre ich wieder um, weil der alte Paddy Flynn mit seinem Rollator zum Meer runterwackelt. Ich weiß genau, dass er mich nicht sehen kann. Das alles spielt sich nur in meinem unsichtbaren Kopf ab.

Während ich auf der Türschwelle ausharre, gehe ich meinen Plan noch mal durch.

1. Unsichtbar auf die Bühne treten.
2. Boydy, der gerade irgendein Lied zu Tode klampft, die Gitarre wegnehmen.

3. Es so aussehen lassen, als brächte er die Gitarre zum Schweben.
4. Boydy bekommt einen Riesenapplaus, alle sagen, er ist wundervoll, daher ...
- 5 ... vergibt er mir, dass ich ihn fett genannt habe, was ich zwar nicht getan habe, irgendwie aber doch.

Ich kann mir nicht erklären, warum mich das so dermaßen beschäftigt. Vor nicht allzu langer Zeit wollte ich nicht mal mit ihm befreundet sein. Doch es lässt mir keine Ruhe. Vielleicht, weil ich nicht so schlimm sein will wie Aramynta und die anderen, was ich wäre, wenn ich es nicht wieder in Ordnung bringen würde.

Mehr als alles andere verfolgt mich Boydys Blick an jenem Tag in der Schulkantine. Es war der Blick eines Menschen, der entdeckt, dass alles anders ist, als er gedacht hat.

Das muss es sein.

Im Moment sieht es jedenfalls ganz danach aus, als würde ich es durchziehen, egal aus welchem Grund.

Allerdings müsste ich dazu erst mal das Haus verlassen. Vielleicht sind Kleider eine Lösung.

Doch die Clownsmaske setze ich nicht wieder auf, so viel ist sicher.

36. Kapitel

Eine halbe Stunde später stehe ich vorm Schultor. Echt ein Kinderspiel.

Jeans, Socken, Turnschuhe, eine alte Regenjacke, die niemand an der Schule kennt (ziemlich vorausschauend, oder?), ein Paar weiße Handschuhe von Granny, eine Sonnenbrille und ...

... ein Nylonstrumpf. Überm Kopf wie ein Bankräuber (wie damals, als Banken noch ausgeraubt wurden). Ich habe ein Bein von einer Strumpfhose von Granny abgeschnitten und mir über den Kopf gezogen. Der Strumpf ist natürlich hautfarben. Dann habe ich den Reißverschluss der Regenjacke ganz hochgezogen und die Kordel der Kapuze so eng geschnürt, dass nur noch Nase und Sonnenbrille rausgucken.

Sieht ein bisschen eigenartig aus, das gebe ich zu. Es ist ein schwüler Junitag, und kaum jemand trägt eine Jacke, doch wenn ich den Kopf senke, fällt niemandem was auf. Rede ich mir zumindest ein.

Und nun stehe ich draußen vor dem verschlossenen Schultor. Noch vor einem Jahr hätte es dieses Problem nicht gegeben, doch seit ein Mädchen aus der Zehnten beinah von seinem

Onkel entführt worden wäre, hat die Schule diesen Sicherheits-overkill mit biometrischen Sensoren und Kameras an den Toren.

Mein unsichtbarer Daumenabdruck würde vielleicht sogar das Tor öffnen, doch die Kamera würde mich erfassen und ich sehe in dieser Aufmachung nun wirklich nicht wie eine normale Schülerin aus.

Doch mal wieder – entschuldigt mein Prahlen – habe ich klug vorausgeplant. Ich hole eine Plastiktüte aus der Jackentasche. Zehn Meter neben dem Tor steht ein großer Rhododendron-busch am Drahtzaun. Unter ihm ist Platz für zwei Personen und die älteren Schüler nutzen ihn zum Rauchen. Der Boden ist mit Kippen übersät, aber das ist mir egal. Ich muss mich jetzt ausziehen, und außerdem gibt es genug andere Dinge, die mir Sorgen bereiten.

Schnell lege ich meine Kleidung ab, stopfe sie in den Plastikbeutel und schiebe alles weit unter den Busch.

Dann krieche ich wieder raus.

Nackt und unsichtbar.

Der Weg hierher hat mir Mut gemacht, ich glaube, ich bin nicht mehr ganz so nervös.

Ich laufe zum Tor, vor dem gerade ein Kastenwagen mit der Aufschrift *TYNE CATERING* hält. Nur einen Augenblick später öffnet sich das Tor. Es ist ganz leicht, hinter dem Wagen hineinzuschlüpfen, und schon bin ich auf dem Schulgelände.

Niemand ist auf dem Hof. Alle haben Unterricht.

Eine lange Auffahrt führt zum Haupteingang und daran vorbei zur Rückseite des Gebäudes, im Grunde umrundet der Weg den zweistöckigen Bau mit seinen unzähligen Erweiterungen und Anbauten, die alle zu verschiedenen Zeiten errichtet und

mit Tafeln geschmückt sind, die erklären, welcher Gemeinderat den jeweiligen Gebäudetrakt eingeweiht hat.

Der neueste Bau beherbergt die Darstellenden Künste. Er steht ganz rechts und dahin begeben sich. In etwa einer Stunde werden dort Whitleys Supertalente die Bühne betreten.

Die Luft ist warm und schwül, der Himmel leuchtet grau-violett. Doch solange es nicht regnet, kann mir nichts passieren.

Denn bei Regen fallen Tropfen auf meine Haut und machen meine unsichtbare Silhouette sichtbar.

37. Kapitel

Tropf.
Tropf.
Tropf.

38. Kapitel

Ich habe es bisher für mich behalten, aber jetzt komme ich nicht mehr drum herum:

Nass geregnet zu werden – so richtig nass – ist das Schlimmste für mich. Immer schon, nicht erst, seitdem ich unsichtbar bin.

Ich wollte nicht, dass ihr mich für verrückt haltet, deshalb habe ich das bisher verschwiegen. Aber ich bin wohl verrückt, zumindest ein kleines bisschen.

Nicht dass Regen Panik in mir auslöst. Das ist es nicht.

Aber bei Regen – richtigem Regen, nicht nur einem kurzen Schauer – muss ich an Mum denken. Und ich werde traurig. Und ich will nicht traurig sein, wenn ich an Mum denke. Deshalb macht mir das Angst. Könnt ihr das irgendwie verstehen?

Von den wenigen Erinnerungen, die ich an Mum habe, ist die mit dem Regen keine schöne, das ist wahrscheinlich der Grund.

Sie gehört zu meinen frühesten Erinnerungen und liegt natürlich vor der Beerdigung – ich muss so zweieinhalb gewesen sein, vielleicht noch jünger. Ich laufe auf einem Bürgersteig in

irgendeiner Stadt. Mum geht neben mir und hält mich fest an der Hand.

Es regnet, richtig doll. Überall blitzt es und die Leute schreien und Mum ist klitschnass und schreit zurück. Sie flucht und sagt den Leuten, sie sollen verschwinden, aber mit noch größeren Ausdrücken. Sie umklammert mein Handgelenk so fest, dass es wehtut, und ich weine, und Mum weint auch.

Es müssen auch Autos auf der Straße gewesen sein, als Mum und ich dort waren, denn manchmal kommt die Erinnerung zurück, wenn ich Regen und Auspuffgase rieche, vor allem am Abend und ...

Das ist es eigentlich. Ich war erschrocken und Mum war es auch; die Leute waren unfreundlich und mein Handgelenk tat weh. An mehr kann ich mich nicht erinnern, es ist nur ein ganz vages Bild.

Ich war eben noch sehr klein.

Deshalb werde ich sofort traurig, wenn es regnet.

Und jetzt werde ich zu allem Übel auch noch sichtbar.

Ich sehe, wie Wassertropfen dort in der Luft hängen, wo meine Arme sind, und sie erschaffen eine Art glitzernde Geister-Esther.

39. Kapitel

Mit dem Regen fällt auch die Temperatur. Von warm und stickig zu kalt und nass. Ich drücke mich unter einen Dachvorsprung am Gebäude für Darstellende Künste, wische mir notdürftig den Regen ab und zittere in der Kälte. Ich habe Angst und bin wütend.

Warum ich zittere, ist ja klar.

Die Angst hat mit Mum und dem Regen zu tun, deshalb atme ich ganz flach und mein Herz rast.

Und die Wut. Das bin ich. Ich bin wütend auf mich selbst, weil ich so dumm war, solch ein Risiko einzugehen. Was zum Teufel ist nur in mich gefahren? Von wegen guter Plan!

Ich wette, ihr habt gleich beim Lesen gedacht, dass es vollkommen verrückt ist. Gratulation: Ihr hattet recht.

Ich schaue mich um. Den größten Teil des Regens habe ich wohl abgewischt. Bis auf ...

Oh. Mein. Gott. Der Kopf!

Mein Haar ist klitschnass. Ich spüre es, obwohl ich es nicht sehen kann. Vorsichtig schiebe ich mich an der Wand entlang zu einem Fenster. Ein dunkles Rollo ist heruntergezogen, des-

halb ist es fast ein perfekter Spiegel, in dem ich – schwach, aber deutlich sichtbar – den wässrig-silbernen Umriss meiner Haare sehe.

Ein ... seltsamer Anblick. Ich gehe näher ans Fenster und mein Atem schlägt sich als runder Fleck auf der Scheibe nieder.

Die Haare muss ich unbedingt trocken kriegen und dafür brauche ich den Handtrockner im Mädchenklo.

Ich muss mich beeilen, kann aber nicht widerstehen und male meine Initialen in den hellen Atemfleck.

E. L.

Dann erstarre ich, denn hinter mir höre ich eine Stimme.

»Hast du das gesehen?«

Ich wage nicht, mich umzudrehen, doch die Stimme habe ich sofort erkannt.

Ich sehe auch ihr Spiegelbild. Etwa drei Meter hinter mir stehen Aramynta Fell und Katie Pelling.

»Was?«, fragt Katie.

Sie bleiben stehen und starren mich an. Durch mich hindurch, genau genommen.

»Das da.« Aramynta zeigt nach vorn. »Die Buchstaben sind von selbst erschienen.«

Zum Glück verschwindet der Fleck gerade und mit ihm auch meine Initialen.

»Wovon redest du?«, fragt Katie. »Welche Buchstaben?«

»Sie waren da ... genau ... und was ist das?« Sie zeigt auf meinen Kopf.

Auf mich.

Doch Katie hat das Interesse verloren. Sie verschwindet um die Ecke und schaut nicht einmal zurück.

»Das ist eine Wand, Aramynta. Die trägt das Dach. Komm schon, sonst sind wir zu spät.«

Aramynta scheint das egal zu sein, sie geht auf mich zu. Vorsichtig streckt sie die Hand aus. Gleich wird sie meinen Kopf berühren.

»Komm jetzt!«, ruft Katie.

Ich könnte weglaufen. Doch dann würde Aramynta hinterherrennen – den neugierigen Blick kenne ich.

Ich könnte auch etwas anderes tun. Etwas, das sie davon abhält, mich anzufassen. Keine Ahnung, wie ich darauf komme, aber mir bleibt nicht viel Zeit, ihre Hand ist nur noch Zentimeter von meinem Kopf entfernt.

Ich strecke die Zunge raus und stoße ein lautes, seltsam heiseres Gurgeln aus. Das hört sich so an: *rrrrruuuugh*.

Zusätzlich lecke ich an ihrer Hand.

Alles im selben Augenblick.

Wahrscheinlich liegt es an der Kombination, dass sie so ausflippt.

Es dauert einen Moment, dann schreit Aramynta kurz auf und sinkt auf die Knie. Sie tut mir fast leid.

Der Schock raubt ihr buchstäblich die Sprache. Ich bin nicht sicher, ob es tatsächlich Furcht ist, denn sie weiß ja nicht, ob da wirklich etwas ist, das sie fürchten müsste. Sie schluchzt heftig, robbt zurück und starrt auf ihre Hand.

»Mynt! Was hast du?« Katie kommt besorgt zurück.

Aramynta hat mich oder eher mein Haar nicht aus den Augen gelassen, doch nun senkt sie den Blick. Ich nutze die Gelegenheit und verschwinde um die Ecke, bleibe aber noch kurz vor der Tür stehen.

»Es ... es ... da hat ... mich was ... geleckert ... ieeeh ... baah!«
Katie ist nun sehr besorgt. »Schon in Ordnung, Süße. Komm jetzt. Was ist denn? Du sitzt ja in einer Pfütze ...«

Sie gehen den Weg zurück, den sie gekommen sind. Ich lehne mich an die Wand, atme tief durch und muss mich zusammennehmen, um nicht laut loszulachen.

Doch war das überhaupt lustig?

Befriedigend schon.

Aber lustig?

Die Sache mit der Unsichtbarkeit ist doch komplizierter, als ich gedacht habe.

40. Kapitel

In den Kulissen der kleinen Bühne des Schultheaters habe ich das perfekte Versteck gefunden.

Hier stehen aufgestapelte Stühle und eine Kamin-Attrappe aus dem Musical *Oliver!*, das die Unterstufe im letzten Jahr aufgeführt hat. Wenn ich mich dahinterquetsche, bin ich nicht im Weg und wäre selbst dann unsichtbar, wenn ich nicht schon sowieso unsichtbar wäre.

Beuge ich mich vor, kann ich sogar einen Teil des Publikums sehen, das lautstark und aufgeregt hereinströmt. Ich bin ein wenig nervös, schon allein, weil ich auf der Bühne bin, und obwohl ich – definitiv – weiß, dass niemand mich sehen kann, ist das alles doch sehr seltsam.

Whitleys Supertalent läuft folgendermaßen ab:

Zwanzig Auftritte à drei Minuten, wobei jede Klasse der Unterstufe zwei Kandidaten stellen darf. Mit den einleitenden Worten, den Wechseln und der Preisverleihung am Ende dauert alles insgesamt etwa zwei Stunden.

Die Jury gibt keine Bewertungen ab oder so was – nicht in diesem Jahr. Bei der allerersten Show – das war vor meiner Zeit

an der Schule – haben sie es versucht, doch die Jury aus Schülern hatte sich zu witzig und zu gemein verhalten. Zwei Teilnehmer waren sogar in Tränen ausgebrochen. Im letzten Jahr gab es eine Lehrerjury, aber die waren zu nett und sagten, alle Auftritte seien fabelhaft, selbst die, die es nicht waren, bis das Publikum die Jury ausbuhte.

Dieses Jahr besteht die Jury deshalb aus drei Schülern und drei Lehrern, die geheim abstimmen und keine Kommentare abgeben.

Mr Parker kündigt die Auftritte an. Heute trägt er eine Fliege und läuft unter Jubel und Applaus die Stufen hoch, mindestens einer pfeift sogar laut, was Mr Parker mit einem spöttischen Diener quittiert, der ihm ein paar Lacher einbringt.

(Mal ehrlich, Mr Parker sollte in der Show auftreten, er würde ganz leicht gewinnen.)

»Danke, vielen Dank. Etwas mehr Anstand bitte, während wir uns auf ein wahres Füllhorn der Unterhaltung freuen. Uns erwarten Komödianten, Sänger, Kontorsionisten und Schöpfer der Tanzkunst – unterlassen Sie doch bitte das Gekicher, Mr Knight, und schlagen Sie im Wörterbuch nach, sollten Sie der Meinung sein, die Wahl meiner Worte würde die klare Aussage verdunkeln.«

Die Hälfte der Zeit kann ich nur raten, was er wohl meint, aber ich höre ihm unglaublich gern zu.

Mr Parker macht noch eine Weile so weiter und kommt dann zum ersten Auftritt.

»Und nun begrüßen Sie mit einem dooonnnnernden Applaus die Herrin der Harmonie aus der Klasse 7e – Miss Delancey Nkolo!«

Delancey ist eine Klasse unter mir und sie ist richtig gut.

Das Licht geht kurz aus und blendet wieder auf, als sie die Bühne betritt, und alle klatschen. Zwei Jungs aus der Achten bedienen die Scheinwerfer und Delancey singt ein Lied von Beyoncé mit allen hohen und tiefen Tönen.

Sie bekommt überwältigenden Applaus und ich denke nur: *armer Boydy*.

Nach zwei weiteren Auftritten – Finbar Tuley spielt ein wirklich schwieriges Stück auf dem Klavier und zwei Mädchen aus Mrs Gowlings Klasse machen seltsame Yogaverrenkungen zu Musik – ist Boydy an der Reihe.

Mr Parker stellt ihn vor.

»Meine Damen und Herren, Sie haben sicher schon von Eric Clapton und Jimi Hendrix gehört – zumindest jene, die Musikgeschmack besitzen ... Beruhigt euch. Ruhe, wenn ich bitten darf. Nun werden Sie Boyd hören, den Gitarrengott der 8a, ein Gitarrist der Extraklasse. Applaus für ... Elliot Boyd!«

Wow. Was für eine Einführung. Als Boydy die Bühne betritt, merke ich, wie nervös er ist – wer wäre das nicht nach diesen Worten?

Er stimmt seine Gitarre. Pling, pling, pling. Pling, pling, pling ... plong.

Nein.

(Ein Tipp für Gitarrenauftritte: Stimmt das Instrument auf jeden Fall vorher!)

Boydy schlägt ein paar Akkorde an und stimmt noch einmal. Aus dem Publikum kommt sarkastisches Lachen.

Los, Boydy, fang endlich an, denke ich.

Das Publikum murr.

Es verliert das Interesse und ich muss eingreifen. Ich verlasse meinen Platz am Kamin, atme tief durch und bereite mich innerlich darauf vor, den Schritt zu tun, vor dem ich so viel Angst habe wie noch nie zuvor in meinem Leben.

41. Kapitel

Hattet ihr schon jemals einen Traum, wo ihr nackt vor einem Publikum steht?

Das ist nicht weiter ungewöhnlich. Offensichtlich ist »Nacktsein in der Öffentlichkeit« der häufigste Angsttraum. Noch vor fallen, fliegen, verfolgt werden und unvorbereitet in eine Prüfung gehen.

In meinem wiederkehrenden Angsttraum bin ich in der Schule, allerdings nicht in dieser, sondern in meiner Grundschule. Ich bin auf dem Spielplatz und stelle mit Schrecken fest, dass ich vollkommen nackt bin. Nicht einen Faden habe ich am Leib, wobei komisch ist, dass es anscheinend niemandem auffällt. Egal ob ich einfach weiterlaufe oder mich hinter Türen verstecke, alle ignorieren mich. Die Garderobe ist gar nicht weit weg, da hängen genügend Kleidungsstücke. Doch obwohl ich die richtige Richtung einschlage, komme ich nicht näher ans Ziel, und mein Gefühl, jeden Moment ertappt zu werden, wird von Sekunde zu Sekunde stärker. Aus Scham wird blanke Angst. Gleich werden sich alle zu mir umdrehen ... und dann wache ich auf.

Ich kenne den Traum inzwischen so gut, dass ich dabei manchmal selbst zu mir sage: »Ach, Esther, das ist nur wieder dieser dumme Traum. Wach doch einfach auf.« Und das tue ich dann.

Ich geb's ja zu: Die Träume von anderen sind meistens langweilig, und normalerweise würde ich niemandem einen Traum erzählen, denn ich langweile mich selbst immer schrecklich, wenn mir jemand seinen erzählt. Doch der hier ist wichtig, denn das ist genau das Gefühl, das ich habe, als ich die Bühne betrete.

Ich bin nackt, wie Gott mich schuf, doch mit einem Unterschied: Niemand kann mich sehen.

Ob das ein eigenartiges Gefühl ist? Darauf könnt ihr wetten!

Ich stehe vor der ganzen Schule auf der Bühne und habe nichts an.

Ein paar Sekunden bin ich starr vor Schreck.

Ich rechne damit, dass jeden Moment jemand schreit: »Schaut mal! Esther Leatherhead ist ganz nackt.«

Doch das passiert nicht.

Nur Boydy spielt stockend ein Stück auf der Gitarre und es ist ganz furchtbar. Die Zuschauer fangen schon an zu kichern.

Ich stelle mich hinter ihn und beuge mich vor.

»Ich bin's, Esther.«

Er schnappt nach Luft, dreht den Kopf und fasst wieder daneben.

Das Publikum lacht lauthals, die ersten Buh-Rufe sind zu hören, obwohl es strikt verboten ist, sich über die Auftritte lustig zu machen.

Dann lässt Boydy das Spielen ganz sein.

Ich greife nach vorn und nehme ihm die Gitarre aus der Hand.

»Lass los. Alles wird gut. Du wirst schon sehen.« Ich flüstere, damit das Mikrofon nichts aufnimmt.

Boydys linke Hand löst sich vom Gitarrenhals und ich hebe das Instrument hoch.

Es wird still im Publikum – dann schnappt einer nach Luft und dann noch einer und noch einer.

Ich flüstere: »Tu so, als würdest du die Gitarre zum Schweben bringen.«

Das muss man ihm lassen: Darin ist er wirklich gut. Hat gleich begriffen, um was es geht, und bewegt die Hände wie ein Zauberer, als ich die Gitarre von einer Seite zur anderen schwinde und die Melodie dort aufnehme, wo Boydy aufgehört hat.

Richtig spielen kann ich nicht, während ich die Gitarre bewege, so gut bin ich nicht. Aber ich schaffe ein paar ganz ordentliche Akkorde beim Drehen und Wenden und den Zuschauern gefällt's.

Boydy lächelt, beugt sich vor und sagt, ohne die Lippen zu bewegen: »Bist du, ähm ... bist du nackt?«

»Schhh. Ja. Ist doch klar. Denk nicht mal dran.«

Er lächelt immer noch. »Hab ich nicht. Ehrlich. Bis jetzt.«

»Klappe.«

»Kapiert.«

Die Leute klatschen und rufen begeistert, als ich die Gitarre noch höher hebe. Ich lache in mich hinein bei der Vorstellung, was die anderen wohl sehen. Es muss ihnen wirklich wie Zauberei vorkommen.

Boydy grinst wie blöd und wedelt mit den Armen, als würde

er die Gitarre steuern. Wir wandern von einer Seite der Bühne zur anderen, und ich fühle mich so sicher, dass ich ihm zuflüstere: »Folge mir.«

Zwischen den Stuhlreihen ist ein Mittelgang, der zum Hinterausgang führt. Boydy folgt mir mit weit ausholenden Gesten, als ich die Stufen runtersteige und den Mittelgang entlanglaufe.

Ein hohes Risiko, ich weiß. Doch bis zu diesem Tag habe ich ein ziemlich risikoloses Leben geführt und ich habe da wohl was aufzuholen.

Wahrscheinlich gibt mir die Aufregung das Zutrauen. Die Aufregung, unsichtbar etwas so Unerhörtes zu tun.

Jederzeit könnte jemand die Hand ausstrecken und mich anfassen, aber alle sind so gebannt, dass sich niemand rührt. Mit offenem Mund schauen sie Boydy zu, der wie ein Irrer grinst und die schwebende Gitarre durch den Gang dirigiert, mitten durch das begeisterte Publikum.

Manche schütteln erstaunt die Köpfe, mit leuchtenden Augen und offenen Mündern. Sie sind hin und weg von dem Auftritt und sie sind hin und weg von *ihm*. Für mich hätte es ewig so weitergehen können.

Aber immer wenn ich richtig Spaß habe, meldet sich eine kleine Stimme in meinem Hinterkopf und sagt mir, dass etwas schiefgehen wird. Kann mir jemand mal sagen, warum das so ist? Nie kann ich mich einfach »im Augenblick verlieren«, ganz egal, ob das überhaupt erstrebenswert ist oder nicht. Stattdessen lande ich stets bei dem, was Granny in diesem Augenblick sagen würde: »Hochmut kommt vor dem Fall, Esther.«

Nicht buchstäblich, natürlich, aber ich hätte es kommen sehen müssen.

Hätte ich? Keine Ahnung. Hätte irgendjemand das gekonnt?
Wahrscheinlich liegt es an Jesmond und Jarrow Knight. Wo die sind, muss man sich auf alles gefasst machen.

Auf dem Rückweg zur Bühne sehe ich sie am Gang sitzen. Mit Wasserflaschen. Ganz unschuldig.

Keine Wasserpistolen oder Super-Soaker mit Tank oder so was. Nur Wasserflaschen mit Sportverschlüssen, die ein Loch in der Mitte haben.

Im Augenwinkel nehme ich Jesmond wahr, aber da ist es zu spät.

Die Wasserflasche schon im Anschlag, ein blödes Grinsen auf dem blöden Gesicht. Er gibt seiner Schwester irgendwas – wohl sein Handy. Dann drückt er die Flasche zusammen und richtet den Wasserstrahl auf Boydy. Es ist nur ein dünner Strahl, doch er spritzt mir voll ins Gesicht und in die Haare.

Und Jarrow steht neben Jesmond und filmt alles.

42. Kapitel

Zuerst merkt keiner was.

Jesmond spritzt noch einmal und trifft mich wieder. Er kann mich auch kaum verfehlen, ich bin nur einen Meter weg.

Alles geht rasend schnell, doch ich weiß sofort, dass er mich teilweise sichtbar gemacht hat.

»Fang, Boydy!«, rufe ich und werfe ihm die Gitarre zu. Es ist mir egal, was die Leute denken, wenn sie eine Stimme aus dem Nichts hören. Ich hoffe einfach, dass in dem ganzen Trubel niemand genau sagen kann, woher meine Stimme kommt.

Allerdings sehen die Leute neben mir genau in diesem Moment einen wässrigen Umriss an den Stellen, wo mich Jesmond getroffen hat, und es wird still in diesem Teil des Saals.

»Oh mein Gott«, sagt Aramynta in der Reihe neben mir. »Da ist es wieder.«

Boydy fängt die Gitarre auf, doch da laufe ich schon den Gang entlang.

Ein paar Schüler stehen auf und recken die Köpfe, um das seltsame Geschehen zu verfolgen. Sie denken wahrscheinlich, es gehört zu Boydys Auftritt, ist ein weiterer Zaubertrick.

Hinter mir schreit Mr Parker: »Hinsetzen, setzt euch wieder. Lasst die Akteure ihren Auftritt beenden – zollt ihnen ein Quäntchen Respekt!«

Doch er besitzt nun einmal keine natürliche Autorität, und der Saal ist in Aufruhr, alle drängen in den Gang, um zu sehen, was da los ist.

Die Beleuchter haben ein paar Scheinwerfer ins Publikum gerichtet, als Boydy die Bühne verlassen hat, doch richtig hell ist es nicht.

Inzwischen schießt Jesmond unablässig mit seiner Wasserflasche, als hätte er ein Gewehr, und jemand auf der anderen Seite des Gangs, der getroffen worden ist, erwidert das Feuer mit seiner Wasserflasche. Ich bekomme genug ab, um zumindest teilweise sichtbar zu sein.

»Was ist das?«, fragen einige. »Guck mal – eine Hand.« Aber die meisten bringen nur ein »Oh, Gott« oder etwas ähnlich Erschrockenes zustande. Niemand weiß genau, was er da sieht, und eine ganze Reihe von Schülern sagt einfach nur so was wie: »Wahnsinn« und »wow«.

Riley Coleman, der letztes Jahr den Preis in Physik gewonnen hat, ruft so laut, als wüsste er genau Bescheid: »Verdammt noch mal – das ist nur ein Lichteffect!« (Und natürlich hat er recht: Die Unsichtbarkeit ist tatsächlich ein »UV-Lichteffect«.)

Ich habe die Menge ein paar Meter hinter mir gelassen. Falls ich rauskomme und weglaufe, sieht mich keiner mehr, da bin ich sicher.

Der Saal ist hinten mit doppelten Sicherheitstüren verschlossen, die man mit Stahlriegeln öffnet. Das tue ich und bleibe wie angewurzelt stehen.

Es schüttet draußen wie bei einem Monsun. Ein Schritt nach vorn und ich werde vollkommen sichtbar sein – ein Regengeist.

Ich drehe mich um und schaue auf eine aufgeregte Meute.

Was sie sehen, weiß ich nicht. Vielleicht ein paar Tropfen auf Haar und Gesicht. Wie mag das aussehen?

Hinter der Menge steht Boydy mit angstverzerrtem Gesicht. Und in dem Augenblick tut er etwas wirklich Geniales: Er schreit.

»Aaaaah! Er hat mich! Der Geist von Jimi Hendrix will mich bestrafen.«

Einfach brilliant. Sofort wenden sich alle zu Boydy um, der mit den Armen rudert, als würde er angegriffen, und sie lachen.

Ich nutze die Gelegenheit, um mich an der Wand entlangzuschleichen, wische das Wasser vom Gesicht und auch überall sonst ab und glaube schon, ich hab's geschafft.

Doch dann dreht sich Jesmond um und zeigt auf den Boden.

»Fußabdrücke!«

Ich habe nasse Spuren hinterlassen, die genau zu mir führen. Ohne Zögern renne ich durch die Vordertür des Saals auf den Flur.

43. Kapitel

Ein Blick zurück zeigt mir, dass ich keine Fußabdrücke mehr hinterlasse, sodass die Menge, angeführt von Jarrow Knight, nicht mehr weiß, wohin ich gelaufen bin. Sie bleiben an der Tür stehen, und ich höre, wie Mr Parker und die anderen Lehrer versuchen, die Ordnung wiederherzustellen.

Vorsichtig öffne ich die Tür zur Mädchentoilette. Und dank des Händetrockners bin ich kurz darauf vollkommen trocken.

Zufrieden mit mir selbst überprüfe ich das Ergebnis im Spiegel. Kein Zweifel, ich bin wieder unsichtbar, von Kopf bis zu den Füßen. Mitten in den Überlegungen, wie es nun weitergehen soll, fliegt die Tür auf und schlägt mir ins Gesicht. Volle Kanne.

Ich heule auf vor Schmerz und gehe in die Knie. Eine Gruppe Mädchen stürmt herein. Zusammengekrümmt presse ich die Hand auf die Nase und bemühe mich, ein Stöhnen zu unterdrücken, weshalb ich nicht sehen kann, wer gerade spricht.

»'tschuldigung, ich wusste nicht ... hallo? Hast du das gehört? Was war das? Hast du was getroffen? Ich habe jemanden gehört ... Hast du geschrien, Jarrow?«

»Das is mir zu irre«, sagt Jarrow Knight.

Ich spüre warmes Blut in der Nase und dann spritzt es auch schon raus. Gerade noch rechtzeitig ziehe ich die Hände weg und beuge mich vor, damit nichts auf mich tropft. Ein scharlachroter Bach ergießt sich auf die weißen Fliesen und breitet sich aus. Selbst auf mich wirkt das unheimlich, obwohl ich doch weiß, was es ist, und mit den höllischen Schmerzen zu kämpfen habe.

»Mein Gott. Jarrow, schau nur. Blut!« Das ist Gemma, jetzt erkenne ich die Stimme.

»Igittigitt! Wo kommt das denn her?«

Ich kann nicht hochsehen, denn dann müsste ich den Kopf heben und das Blut würde mir übers Gesicht laufen. So bin ich in der seltsam gekrümmten Haltung gefangen. Das Blut wird zu einem kleinen Bach, der sich in den Fugen sammelt und zu den Füßen der Mädchen fließt.

»Es wird immer mehr, Gemma. Gott, wie krass. Als würde jemand ... igitt! Ich hole Mrs McDonald.«

Zwei Mädchen verlassen die Toilette.

Den Schuhen nach ist es Jarrow, die bleibt. Sie tritt mit einem Fuß vorsichtig in meine Richtung. Will ... was denn bloß? Keine Ahnung, doch sie ist viel zu neugierig.

Bei Aramynta Fell hat es geklappt, vielleicht funktioniert es auch diesmal.

Ich öffne den Mund und gurgele heiser. Es ist mehr ein Blubbern wegen des Bluts in der Nase und feine Spritzer landen auf Jarrows Schuhen, werden zu größeren Flecken.

Das gibt ihr den Rest. Sie schreit und rennt raus, dabei tritt sie in die Lache und hinterlässt einen blutigen Abdruck auf den Fliesen.

Die Musikanlage im Saal spielt hämmernden House-Sound, das Mikrofon knackt und Mr Parker ruft: »Ruhe! Nun macht schon, lasst ein bisschen Ruhe einkehren.«

Ich hocke noch immer zusammengekrümmt am Boden und stöhne leise, weil meine Nase so wehtut und sich meine Augen mit Tränen füllen.

In dem Moment beginnt meine Haut zu kribbeln und ich bekomme Kopfschmerzen.

Es hört auf.

Die Unsichtbarkeit verschwindet.

Ich werde nackt sein. Mitten im Schulgebäude.

Mit einem Unterschied: Dieses Mal werde ich vollkommen, zu hundert Prozent sichtbar sein.

44. Kapitel

Was bleibt mir übrig?

Ich habe mir nicht den besten Augenblick ausgesucht, um nackt durch die Schule zu laufen, denn gerade als ich die Tür der Mädchentoilette öffne, klingelt es, und aus einem halben Dutzend Klassen drängen Schüler auf den Flur, zusammen mit den Zuschauern von *Whitleys Supertalent*.

Es gibt zwei Wege: zurück durch das Gebäude für Darstellende Künste oder den Flur entlang zur großen verglasten Eingangshalle, die jetzt schon gerammelt voll ist.

Ich überlege, ob ich in einer Kabine das Ende der Pause abwarten soll, doch meine Haut kribbelt schon so stark, und nach der Erfahrung beim letzten Mal bleiben mir höchstens noch fünf Minuten, um meine Kleider unter dem Rhododendronbusch rauszuholen.

Ich sehe noch einmal in den Spiegel und wische eine Blutkruste von der Nase.

»Alles klar«, sage ich mir und dann lächle ich trotz der Aufregung. Denn genau das bin ich: vollkommen klar wie ein Glas Wasser.

Ich verlasse die Toilette in dem Moment, als vier Mädchen aus der Sechsten reinkommen, und kann gerade noch einen zweiten Zusammenstoß vermeiden.

Nun ist es ein Rennen gegen die Menge und die schnell schwindende Unsichtbarkeit.

Ich ducke und drücke mich an den Massen vorbei durch den Flur. Manchmal stoße ich gegen jemanden oder bleibe an Taschen hängen. Einige drehen sich um. »He! Pass doch auf!«, sagen sie, doch es ist viel zu voll, als dass man rausfinden könnte, wer einen angestoßen hat.

In der Eingangshalle trommelt der Regen aufs Dach und sofort packt mich wieder die alte Angst, fast schon eine Panik.

Stopp, Esther. Bloß nicht jetzt, sage ich mir.

Ich verstecke mich hinter einem großen Farn und atme ein paarmal tief durch, drücke die Fingernägel in die Handballen, bis es schmerzt. Das lenkt mich von der Furcht ab.

Irgendjemand müsste die Tür öffnen, damit ich hinauskan. Doch niemand will raus. Warum auch? Es gießt in Strömen.

Mein Kopf brummt, und es fühlt sich so an, als würden eine Million Ameisen unter der Haut spazieren gehen. Und ...

Oh nein.

Nein, nein, nein.

Wenn ich meine Hand ganz genau ansehe, kann ich schon vage einen Umriss wahrnehmen.

Noch eine Minute? Vielleicht noch weniger? Ehe ich tatsächlich den schlimmsten Albtraum der Welt erlebe und in aller Öffentlichkeit nackt dastehe.

Ich schlucke, atme tief ein und dann ...

Renne. Ich. Los.

Sekundenschnell bin ich an der Tür und stoße sie auf. Es kommt mir vor, als würden sich Hunderte Augenpaare gleichzeitig auf die Tür richten, als der Regen sie wieder zuschlägt.

Jemand ruft: »Was ist das? Seht mal!«

Ich renne durch den Regen.

Kalte Tropfen klatschen auf Arme und Beine, bilden einen durchsichtigen Umriss, der sich mit meinen Bewegungen verändert.

In zwanzig Metern kann ich beim Naturwissenschaftstrakt um die Ecke biegen und bin außer Sicht. Ich drehe mich noch einmal um, sehe Gesichter an den Glaswänden und sogar Schüler an der offenen Tür, die versuchen, einen besseren Blick auf die Geistergestalt im Regen zu erhaschen.

Dann bin ich hinter dem Gebäude verschwunden und halte auf das Haupttor zu. Es ist verschlossen.

Ich muss es mit einem Fingerabdruck öffnen und die Konsequenzen tragen – später, was auch immer dann auf mich zukommt.

Der Umriss meines Daumens presst sich auf den Sensor. Das Tor geht auf und ich hechte unter das sichere Blätterdach des Rhododendrons.

Dort falle ich neben Zigarettenstummeln und altem Laub rücklings auf den Boden. Ich bekomme kaum noch Luft, mein Kopf explodiert fast, und ich kneife die Augen zusammen, bevor ich mich umdrehe und kotze.

Dann setze ich mich auf und schaue mich an.

Ich bin da. Ich bin zurück. Da ist mein Schenkel, dort meine Hand. Ich schließe die Augen, und alles wird dunkel, genau so, wie es sein sollte.

Ich bin sichtbar.

Sofort hole ich meine Sachen aus der Plastiktüte und ziehe mich an. Dann lehne ich mich gegen einen Pfosten und warte unter den tropfenden Blättern, bis der Regen aufhört.

45. Kapitel

Ich bin vor Granny zu Hause und ziehe meine Schuluniform an wie an einem ganz normalen Schultag.

Normal? Haha.

Auf meinem Handy ist eine Nachricht von Boydy.

Das war FANTASTISCH! Kommst du nachher vorbei? Ich koche.

Anscheinend ist mir vergeben. Außerdem bin ich superneugierig, wie es bei Boydy aussieht.

Der Tee mit Granny zieht sich, vor allem weil ich fast platze und unbedingt erzählen möchte, was passiert ist, aber das ist natürlich unmöglich.

»Geht es dir gut, Esther?«, fragt Granny mich mehr als einmal.

»Ja, danke. Ich bin nur müde.«

Das ist zumindest ein Teil der Wahrheit. Ich bin völlig erledigt. Ansonsten geht es mir gut. Ich schaue jedes Mal in den Spiegel, wenn ich an einem vorbeikomme, um zu überprüfen,

ob wirklich alles in Ordnung ist. Es ist kaum zu glauben, aber abgesehen von der Übelkeit direkt danach scheine ich die Unsichtbarkeit ohne Nebenwirkungen zu überstehen.

Und was das Größte ist: Meine Haut ist noch besser geworden. Bis auf ein paar Pickel am Kinn ist die Akne fast vollkommen verschwunden. Ich lächle mir im Spiegel zu. Granny kriegt das mit.

»Eitelkeit, mein Spatz. Es ist nicht gut für dich, so lange vor dem Spiegel zu stehen.«

»Ist dir was an meiner Haut aufgefallen, Granny?«

»Ich habe dir doch gesagt, dass es besser wird, Liebling.«

Sie geht heute Abend aus, anscheinend irgendein Treffen, irgendein Komitee. Sagt sie zumindest. Ich weiß nicht recht.

Würdet ihr euch für so ein Treffen schminken? Sicher nicht, nein, das tun Kinder nicht. Aber Erwachsene? Vor allem, wenn man wie Granny nur sehr selten Schminke benutzt?

Und sie schminkt sich auch nicht in ihrem Zimmer. Sie verabschiedet sich und setzt sich ins Auto. Von meinem Fenster sehe ich, wie sie den Rückspiegel einstellt, damit sie sich anschauen kann, und dann Rouge, Lippenstift und Wimperntusche aufträgt. Erst danach fährt sie los.

Als ich zu Weihnachten ein Smartphone bekommen habe, hat Granny darauf bestanden, eine Tracking-App einzurichten.

»Nur zu deiner Sicherheit, Esther, Spatz.«

Garantiert weiß sie nicht, dass FindU in beide Richtungen funktioniert.

Heute Abend werde ich es zum ersten Mal nutzen. Ich will herausfinden, wohin Granny geht.

46. Kapitel

Ich weiß nicht, was ich erwartet habe. Wahrscheinlich habe ich mich wegen des Ausdrucks »Stinker« gefragt, ob Boydy in fürchterlichen Umständen lebt, doch ...

Bei Boydy zu Hause sieht es ganz normal aus. Das Haus ist kleiner, als ich angenommen habe, wo sein Vater doch Rechtsanwalt ist, aber sonst vollkommen normal. Und es riecht stark nach Aromakerzen.

»Tut mir leid, dass es so müffelt«, sagt Boydy vollkommen uneitel. »Mum hat einen Klienten.«

Seine Mutter praktiziert Reflexologie und Reiki. Keine Ahnung, was das ist, doch es hat mit Aromakerzen und Walgesängen zu tun, die man im ganzen Haus hören kann.

Boydys Dad ist nicht oft da. Ich habe ihn noch nie gesehen. Deshalb frage ich Boydy, wo er ist, und er antwortet knapp: »Ist nicht da. Er arbeitet viel. Gib mir mal das Messer, Ess.«

Ich sitze am Küchentresen und schaue zu, wie Boydy schnipelt und brät. Es ist ziemlich beeindruckend. Da seine Mutter Veganerin ist, hat er gelernt, sein Essen selbst zu kochen, sonst wäre er »verhungert«, sagt er.

Fleisch kommt ihr nicht ins Haus, aber sie hat nichts gegen Fisch, deshalb gibt es welchen. Der Unterschied zwischen Fleisch und Fisch ist mir nicht ganz klar. Ist ja schön und gut, wenn man nicht töten will, doch was ist dann mit den armen Fischen, die im Bauch eines Fischkutters vergeblich um ihr Leben kämpfen? Das sage ich natürlich nicht laut.

Auf alle Fälle schnippelt Boydy Gemüse für eine Garnelenpfanne und seine Hände bewegen sich schnell und geschickt wie die von Jamie Oliver im Fernsehen.

»Du hättest das sehen sollen«, sprudelt es aus ihm heraus, als wir auf den Talentwettbewerb am Nachmittag kommen, was nach etwa zwei Sekunden der Fall ist.

»Hab ich doch. Ich war auch da.«

Falls ihr euch fragt: Boydy hat nicht gewonnen. Klingt verrückt, ich weiß. Der beste Zaubertrick überhaupt und dann gewinnt er nicht.

»Ich glaube, das lag daran, dass ich gesagt hab, ich hab gar nicht Gitarre gespielt.«

»Was?«

Hat er etwa unser Geheimnis verraten?

»Die warn alle außer sich, redeten von Geistern und so. Mr Parker war echt aufgebracht – es war die Hölle los. Kein Scheiß, Ess, ich dachte schon, die werfen mich aufn Scheiterhaufen.«

Ich denke an die aufgebrachte Menge, die auf mich zugekommen ist, und an das Chaos im Saal. Ein ordentlicher Auftritt war das sicher nicht, falls das die Aufgabe gewesen war.

»Mr Parker hat mich zur Seite genommen. ›Mr Boyd, ich schätze das Theatralische Ihres Vortrags sowie die Vorbereitung des Vollzugs ...«

Über diesen fantastischen Ausdruck muss ich lachen.

Dadurch ermutigt, fährt Boydy fort: »Die unsichtbare Angelschnur, die Sie offensichtlich benutzt haben, um die Gitarre zum Schweben zu bringen, war raffiniert, doch als besagtes Instrument Ihre Hände verlassen hat, gehörte sicher mehr als ein raffinierter Zaubertrick dazu, dem Resonanzkörper Musik zu entlocken. Habe ich recht?«

»Er meint also, du hast nicht wirklich gespielt?«

»Genau. Was sollte ich da sagen? ›Nein, Mr Parker, das war Esther Leatherhead, die unsichtbar war? Ich hab gesagt, dass ich ein Handy in der Gitarre versteckt habe.«

»Und das hat er geglaubt?!«

»Ockhams Rasiermesser, Ess. Ockhams Rasiermesser.«

Ich sehe ihn verständnislos an. Das gibt ihm Selbstvertrauen. Er schüttet Gemüse und Garnelen in den Wok.

»Ockhams Rasiermesser. Das ist Philosophie. ›Wenn man das Unmögliche ausgeschlossen hat, muss das, was übrig bleibt, die Wahrheit sein – so unwahrscheinlich sie auch klingen mag.«

»Was hat das mit einem Rasiermesser zu tun?«

»Weiß nicht.« Er braucht keinen Löffel, schwenkt die Pfanne mit den Zutaten wie ein Fachmann. »Das hat er auch nicht gesagt. Spock in *Star Trek VI – Das unentdeckte Land*. Ein Zitat aus Sherlock Holmes.«

»Und wer ist Ockham?«

»Spielt keine Rolle. Es geht nur darum, dass für Mr Parker die einzig mögliche Erklärung nur ein sehr feiner Faden und ein in der Gitarre verstecktes Aufnahmegerät sein konnte. Und da ich als musikalische Darbietung angetreten bin, wurde ich disqualifiziert.«

»Voll ätzend.«

Es ärgert mich, dass Boydy der rechtmäßige Gewinn verweigert wurde, aber ihn scheint es nicht zu stören.

Er zuckt die Achseln. »Kein Ding. Der Ausdruck auf Jesmond Knights Gesicht war es schon wert, als er mich mit Wasser vollspritzen wollte und stattdessen dich traf. Als würde mich ein unsichtbares Kraftfeld umgeben. Und jetzt hast du hoffentlich Hunger.«

Das muss ich Boydy lassen. Seine Wokpfanne duftet köstlich und ich bin superhungrig.

Mit vollem Mund frage ich: »Und was war noch? Du hast gesagt, die Hölle war los.«

Es gibt wohl drei Versionen von Geistergeschichten, die verschiedene Leute erzählt haben, doch keine ist stimmig genug, um wirklich glaubhaft zu klingen.

Diejenigen, die gesehen hatten, wie ich im Saal nass gespritzt wurde, waren untereinander uneins, und der Physikfreak Riley Coleman hat die Hälfte von ihnen überzeugt, dass es zu Boydys Zaubertrick gehörte – was Boydy nicht grundsätzlich bestritten hat.

Die Mädchen, die in der Toilette gesehen hatten, wie das Blut spritzte, sind nicht das, was man normalerweise als glaubwürdig bezeichnen würde. Wenn so jemand erzählt, dass plötzlich eine Blutlache aufgetaucht ist, glaubt das keiner – wie Katie Pelling herausfinden musste. Irgendjemand hatte Nasenbluten. Na und?

Aramynta Fell hat anscheinend nichts über unsere Begegnung vor dem Gebäude erzählt.

Bleibt nur noch mein Sprint durch den Regen vor der Empfangshalle, den wohl Dutzende gesehen haben.

Boydy winkt mit der Gabel ab und schluckt einen großen Bissen hinunter.

»Ja, klar – aber was haben sie eigentlich gesehen? Wirklich, meine ich. Einen Umriss? Regen, den der Wind umhertrieb? Einer meinte sogar, es sei der Geist eines Jungen, der vor dreißig Jahren in der Culvercot Bucht ertrunken ist.«

»Echt jetzt?«

»Scheint so. Jedenfalls, wenn man Dayton Faydon glaubt, dessen Dad war zu der Zeit auf der Schule. Fakt ist, niemand weiß was. Sicher erst recht nicht. Alles könnte stimmen oder auch nichts. Wart nur ab, die Aufregung wird sich mit der Zeit legen und dein Geheimnis ist sicher.«

Boydys Handy liegt auf dem Tisch und summt. Er schaut sich die Nachricht an. Verzieht das Gesicht.

»Ganz so sicher wohl doch nicht.«

Hi. Sind euch auf der Spur. Schon schlau. Du und die Unsichtbare. Wollt es geheim halten, was? Wir aber nicht. Könnt berühmt werden. Habs aufm Handy. Punkt 8 am Musikpavillon, sonst habens alle. J&J

Boydy und ich sehen uns an. Jarrow und Jesmond. Wer sonst?

Dann schauen wir auf die Uhr an der Wand.

Es ist Viertel vor acht.

47. Kapitel

Obwohl es mitten im Juni ist und nicht mehr regnet, wirkt der Strand von Whitley Bay so trostlos wie im Februar. Vielleicht liegt es an den verrammelten Hotels, die schon bessere Zeiten gesehen haben und mich an die alten Leute in Uromas Heim erinnern: verfallen und ungeliebt.

Vielleicht ist aber auch meine Laune schuld.

Warum müssen die verdammten Zwillinge auch immer alles verderben?

Nach dem Regen hat der Himmel aufgeklart und es ist kühl geworden, die Möwen sind verstummt. Im schwachen Schein der untergehenden Sonne bekommt der Leuchtturm einen rosaroten Schimmer.

Wir nähern uns dem kleinen Park, dem Links. Mittendrin steht ein alter, verwitterter Musikpavillon.

Wo Jesmond und Jarrow auf uns warten.

»Und ... was sagen wir denen jetzt?«, frage ich Boydy. Seine plötzliche Gelassenheit regt mich irgendwie auf.

»Entspann dich, Ess. Wir streiten einfach alles ab. Wie wolln die uns was beweisen?«

»Mit dem Video, das haben sie doch geschrieben.«

»Und wenn schon. Was soll da groß drauf sein?«

»Hhmm ...« In Gedanken gehe ich noch mal den Moment durch, als Jarrow mit dem Handy gefilmt hat. Ganz so zuversichtlich wie Boydy bin ich nicht. »Also, was machen wir?«

»Reden uns raus. Die können uns mal.«

»Das hätten wir ja auch schreiben können. Warum treffen wir uns überhaupt?«

»Na, wir wolln doch wissen, was die gegen uns in der Hand haben. Für alle Fälle. Erst Beweise sichten, dann das Urteil fällt.«

Gleich sind wir am Pavillon.

»Überlass das Reden einfach mir«, sagt Boydy.

»Spinnst du! Ich rede, wann es mir passt.«

»Schon klar, Esser.«

Wir klettern zu den Zwillingen hinauf in den Pavillon. Ganz ehrlich, wenn ich nicht so angespannt wäre, würde ich laut loslachen. Die Zwillinge stehen mit verschränkten Armen nebeneinander, als hätten sie sich wie Bond-Bösewichte in Pose geworfen.

Sie nicken uns kurz zu.

»N'Abend, Jarrow. Alles klar, Jesmond?«, fragt Boydy.

»Boyd, Esther«, sagt Jesmond. (Jesmond ist der Junge. Keine Sorge, ich habe sie anfangs auch dauernd verwechselt. Und was soll dieses ›Boyd‹ eigentlich? Das ist ja wohl ein plumper Einschüchterungsversuch. Außer mir nennt ihn niemand bei seinem Nachnamen, glaube ich wenigstens, und ich hänge noch ein ›y‹ dran.)

Ich straffe die Schultern. So leicht lasse ich mich nicht aus der Fassung bringen.

Jarrow sagt: »Schön, dich zu sehen, Esther. Oder besser, dich ganz zu sehen.«

Darauf antworte ich nicht. Scheint mir eine gute Strategie: Je weniger man sagt, desto weniger kann man sich verplappern.

Rings um den Pavillon stehen mit Graffiti besprühte Holzbänke, unter denen sich der Müll wie in Schneewehen türmt.

Wir setzen uns und Jarrow redet weiter.

»Jetzt macht das alles Sinn. Irgendwie. Neulich, als wir den Hund gefunden haben, dachten wir uns schon, dass da was nicht stimmt mit ihrer Hand, was, Jez?«

Jesmond nickt.

Jarrow blinzelt hinter ihren Brillengläsern. »Da war keine Hand zu sehen, obwohl da eine Hand hätte sein müssen.«

Ich schaue meine Hände an und drehe die Handflächen mehrmals nach oben und wieder zurück, als wollte ich sagen: *Was soll denn mit den Händen sein?*

Jarrow geht gar nicht drauf ein. »Und dann heute bei dieser Schul-Protz-Show. Das Ding mit der Gitarre. Angelschnur? Soll das 'n Witz sein? Mit Angeln kenn ich mich aus. So dünn und stark is keine Schnur.«

Boydy und ich sehen uns an. Er kaut auf der Unterlippe.

»Na, jedenfalls ham wir euch gehört«, sagt Jarrow. »Dich auf alle Fälle. ›Fang, Boydy!‹ Ganz klar deine Stimme und das ham wir auf Video.«

Alles wirkt komplett einstudiert. Beim Stichwort Video zückt Jesmond sein Handy. In Nullkommanichts hat er den Film gefunden, spielt ihn ab und ich lehne mich vor und schaue mit wachsender Übelkeit zu.

Das Video setzt ein, als Boydy ins Publikum läuft und die

Gitarre vor ihm schwebt. Auch wenn das Video verwackelt ist, ist es eine tolle Illusion. Ich hatte schon gefürchtet, dass die Kamera anders »sieht« als das menschliche Auge, also Licht leicht verändert aufzeichnet und mich so womöglich sichtbar macht. Aber nein. Im Film bin ich genauso unsichtbar wie im richtigen Leben.

Das Publikum tobt und ein Tumult entsteht. Schüler schieben Stühle quietschend zurück. Mr Parker bittet alle, sich wieder zu setzen. Dann schwenkt die Kamera wild hin und her – das ist wohl der Moment, als Jesmond das Handy an Jarow übergibt –, und dann sieht man klar und deutlich Boydy.

Und das Wasser.

Als es mich trifft, zeichnen sich kurz die Umrisse meines Gesichts ab, bevor das Wasser auf den Boden rinnt. Viel kann man im Grunde nicht sehen. In mir keimt die Hoffnung auf, dass ich mir ganz umsonst Sorgen gemacht habe.

Und auf einmal bin ich zu hören: »Fang, Boydy!« Ich muss dicht vor dem Handymikro gestanden haben, denn die Aufnahme ist sehr deutlich. Und es ist unverkennbar meine Stimme. Na, wenn schon!

Dann ändert sich die Szene. Dieses Video dauert nur wenige Sekunden und wurde während des Platzregens vom Eingangsbereich der Schule aus aufgenommen. Man hört, wie jemand sagt: »Da! Hast du's?« Und dann sieht man schemenhaft etwas um die Ecke huschen, nur lässt sich nicht ausmachen, was es ist.

Ich setze ein Lächeln auf, das an ein spöttisches Grinsen grenzt. Gleich werde ich mich zu den Zwillingen umdrehen und sagen: »Ist das alles? Mehr habt ihr nicht? Das beweist gar nichts, außer dass ihr zwei Irre seid, die von unsichtbaren Leu-

ten fantasieren. Habt ihr vielleicht auch noch ein paar Koboldfilme auf Lager? Ha! Loser!« So in der Richtung jedenfalls.

Aber auf halber Strecke gefriert mir das Grinsen.

Denn das Video spielt nun in Zeitlupe. Als mir das Wasser ins Gesicht spritzt, wird die Frequenz zu einer Bild-für-Bild-Einstellung gedrosselt. In dem Moment ist es eindeutig. Mein Gesicht oder wenigstens eine Gesichtshälfte zeichnet sich im Wasser ab.

Nur für wenige Einstellungen. Normalerweise würde man es nicht mitbekommen, aber so besteht kein Zweifel.

Die Passage im Regen offenbart in Zeitlupe und in der Vergrößerung sogar noch mehr.

Da bin ich. Fast komplett durchsichtig, aber dennoch deutlich genug im wolkenbruchartigen Regen zu erkennen, stürmt etwas aus der Lobby. Auf alle Fälle eine Person. Eine halb sichtbare Nackte.

Und zwar ich, unverkennbar.

An der Stelle endet der Film und Jesmond steckt sein Handy zurück in die Hosentasche.

»Das bist du, was?« Er grinst feixend.

Boydy und ich tauschen stumm Blicke.

»Abstreiten bringt eh nichts. Man sieht doch, dass du das bist. So läufst nur du. Außerdem wurde das Schultor mit deinem Daumenabdruck geöffnet.«

Boydy geht in den Angriff über. »Blödsinn. Ihr blöfft ja nur! Woher wollt ihr das mit dem Daumenabdruck haben?«

Nun mischt sich auch Jarrow ein. »Kinderspiel, wenn man Druckmittel gegen Stuart von der Security hat. Bisschen Überredungskunst, ihr wisst schon.«

Der alte Stuart Hibbert ist der Nachtwächter. Ein netter Kerl, der sich an der belebten Kreuzung hinter der Schule auch als Schülerlotse verdingt.

»Der alte Stuart? Was kann der schon verbochen haben?«

»Darüber dürfen wir nicht reden, was, Jez?«, sagt Jarrow.
»Nur so viel, für jemand mit Mindestlohn sind 50 Pfund 'ne Menge Geld.«

»Ihr habt ihn bestochen?«

Das kann ich kaum glauben. Die Knight-Zwillinge haben den Nachtwächter der Schule bezahlt, damit er Informationen rausrückt?

Alle vier sind wir so still, dass man nur den Verkehr hört, der mit dem Meer um die Wette braust.

Jesmond Knight sagt als Erster was: »Ich geb ja zu, dass wir nicht wissen, was Sache ist. Aber du«, und er pikst mich mit dem Finger, »hast da so'n Unsichtbarkeitsding am Laufen. Is das 'n Trick? Mit 'nem Anzug? Vom Militär? Keinen Schimmer. Aber garantiert streng geheim und soll garantiert auch geheim bleiben. Sonst hätten wir davon gehört.«

Ich funkle ihn böse an. Natürlich trifft er mehr oder minder ins Schwarze und ich habe Angst.

»Das wird so laufen«, meint Jarrow. Sie macht eine lange Pause, nimmt die Brille ab, putzt sie mit einem Taschentuch und lässt uns zappeln. »Im Moment is es bei Jez aufm Handy. Da bleibt's auch, solange ihr euch anständig betragt! Oder sollte ich sagen: solange ihr anständig *bezahlt*.«

»Bezahlen?«, fragt Boydy.

»Aye. Mit tausend wär'n wir schon zufrieden, was, Jez? In Raten is das doch kein Problem.«

Mir ist schlecht. Nicht nur, weil ich mich aufrege, ich muss wirklich gleich kotzen.

Tausend Pfund. Wo soll ich die nur herkriegeln?

»Ihr seid verrückt«, sage ich. »Wir können nie im Leben eine solche Summe auftreiben. Ausgeschlossen.«

Ich bin stinksauer, habe eine Heidenangst und kann es einfach nicht fassen. Das ist richtige Erpressung. Mit Süßigkeiten hinterm Fahrradschuppen abknöpfen hat das nichts mehr zu tun, das ist kriminell.

»Kein Spielraum. Kapiert, Miss Unsichtbar? Hier wird nicht gefeilscht.«

»Ich hab das Geld nicht.«

Jesmond zuckt die Achseln. »Wird sich sofort wie 'n Lauffeuer verbreiten. Ein paar Anrufe beim *Evening Chronicle*. Du weißt schon: ›Das unsichtbare Mädchen aus Whitley Bay‹. Und überall auf YouTube. Reporter werden euer Haus belagern. Du wirst Invisigirl von den *Unglaublichen* sein, nur in echt. Und das wird dich dein Leben lang verfolgen, Esther. So was wird man nie mehr los.«

»Du kannst mich mal.«

Auch wenn die Worte wie aus der Pistole geschossen kommen, zittert meine Stimme. Ich könnte mir in den Hintern beißen. Die Knight-Zwillinge haben mich bei meiner größten Angst gepackt. Sie haben irgendwie spitzgekriegt, dass ich diese Art von Berühmtheit hasse, und werden es hemmungslos ausnutzen.

»Wie du willst.« Jesmond zückt sein Handy und murmelt vor sich hin, während er auf dem Display herumtippt. »Okay ... hochladen ... vorbereiten zum Hochladen ...«

»Stopp!«

Jesmonds Finger schwebt über den Tasten, er setzt eine Unschuldsmiene auf. »Ja? Was denn?«

»Gib uns Zeit. Wir müssen nachdenken.«

Die Zwillinge schauen sich an und nicken. Jesmond steckt das Telefon wieder weg.

»Okay. Drei Tage. Man sieht sich. Na, dich nich«, sagt er und zeigt auf mich. »Nich, wenn du unsichtbar bist.«

Ohne sich noch einmal umzudrehen, schlendern die beiden lachend davon. Boydy und ich bleiben zurück, stumm vor Schreck.

48. Kapitel

Zu Hause setze ich mich im Schlafanzug ins Wohnzimmer und lasse mir alles noch mal durch den Kopf gehen, während ich auf Granny warte.

Laut FindU befand sie sich vor zehn Minuten in Tynemouth, wobei es ein wenig spät für einen Besuch bei Uroma ist. Die Besuchszeit endet um neun und es ist schon halb zehn. Vielleicht durfte sie noch ein wenig länger bleiben.

Boydy und ich haben auf dem Rückweg nicht groß geredet. Im Grunde blieb nicht viel mehr zu sagen als: »Hilfe, was machen wir bloß?« Und da wir beide wussten, dass der andere auch keine Antwort hatte, schien es sinnlos, überhaupt was zu sagen.

Als wir bei Boydy ankamen, war seine Mutter aufgestanden, und Boydy stellte uns vor. Seine Mum ist ganz okay, nur ein bisschen überdreht. Um die Augen hat sie dunkle Ringe und wirkt extrem erschöpft. Mich hat sie mit einem rührseligen, schmallippigen Lächeln begrüßt und den Kopf dabei zur Seite geneigt: »Du hast eine wunderbare Aura.«

»Ähm, danke.« Keine Ahnung, was sie damit meinte, wahrscheinlich wollte sie einfach nur nett sein.

Und Boydy flüsterte sie zu: »Reizende Manieren. Siehst du, Elliot, du hättest es weitaus schlimmer treffen können.«

Wieder hatte ich keinen Schimmer, was das heißen sollte, aber Boydy sah mich an und verdrehte solidarisch die Augen.

Zum Schluss sagte seine Mutter noch: »Ich lasse euch zwei ... jetzt mal allein.« Und ich könnte schwören, dass sie was weggelassen hat, als hätte sie eigentlich sagen wollen: »Ich lasse euch zwei Turteltauben jetzt mal allein.«

Allein der Gedanke, dass Boydy und ich ein Paar sein könnten, ist so abwegig, dass ich fast losgelacht hätte.

Nachdem wir seine Mutter losgeworden waren, setzten Boydy und ich uns mit einem Becher Tee an einen Tisch und entwarfen einen Schlachtplan.

Wie es aussieht, werde ich wohl in das Haus der Knights einbrechen und Jesmonds Handy stehlen.

Sind wir natürlich nicht gleich drauf gekommen. Und dass ich nicht scharf drauf war, könnt ihr euch bestimmt auch denken. Aber weder mir noch Boydy fiel etwas ein, wie wir sonst sicherstellen können, dass niemand das Video zu Gesicht kriegt.

Eigentlich wundert es mich, dass es nicht schon in der Schule die Runde gemacht hat, auf YouTube hochgeladen und in Tokio oder sonstwo geschaut wurde. Aber ich habe bei meinen Überlegungen nicht berücksichtigt, wie lange die Zwillinge warten können, um so viel wie möglich herauszuholen. Wie lange sie tatsächlich warten werden, darüber können wir nur spekulieren.

»Genial«, sagte Boydy, nachdem wir unseren Plan entworfen hatten, trank seinen Becher Tee in einem Schwung aus und schmatzte wohligh. »Du machst dich unsichtbar, steigst ins Haus und holst die Handys. Kinderspiel.«

»Oh ja. Kinderspiel. Für dich vielleicht, du musst ja auch nichts machen.«

Boydy wirkte verletzt. »Ich helfe dir doch.«

»Wie?«

»Weiß nich. Ich bin dein Wingman.«

»Mein was?«

»Mein Vater sagt das immer. Ich glaub, es bedeutet Helfer.«

Ich kann mir beim besten Willen nicht vorstellen, wie Boydy mir bei einem komplizierten Einbruch helfen will, bei dem sich die Opfer auch noch im Haus befinden. Aber das behalte ich für mich. Stattdessen lenke ich Boydys Aufmerksamkeit auf ein weiteres Problem, das mir aufgefallen war.

»Das Video, das sie uns gezeigt haben, war bearbeitet.«

Die Zeitlupe, die Vergrößerung, der Zusammenschnitt verschiedener Clips, das war ganz eindeutig.

»Und?«

»Wie macht man das?«

»Was weiß ich? Mit 'nem Programm. iMovie oder so. Man lädt das Video auf den Comp... Ah.«

»Eben. Das Video ist nicht bloß auf Jesmonds Handy. Es ist auch noch auf seinem Laptop oder dem Familiencomputer oder sonstwo. Und kann genauso gut auch noch in einer Cloud gesichert sein.«

Boydy holte tief Luft. »Du musst dir die Computer vorknöpfen. Alles löschen. Alle Daten.«

»Wie soll ich das denn bitte schön machen, Bill Gates? Und wenn sie Back-ups haben?«

So ging es noch eine halbe Stunde hin und her. Manche Leute machen nie Back-ups, zum Beispiel Granny. Sie wüsste gar

nicht, wie. Manche machen es ab und zu. Wie Boydy, der dafür eine externe Festplatte hat, auf die er alle paar Monate die Musik, Filme und Hausaufgaben von seinem Laptop überspielt. Andere haben ihren Computer so eingerichtet, dass er automatisch Back-ups erstellt, mit der Apple Time Machine zum Beispiel. Und wieder andere speichern alles automatisch in einer Cloud.

»Dann wolln wir mal hoffen, dass es nicht die Cloud ist«, sagte Boydy.

»Wir? Wir? Na toll!« Warum regte ich mich nur so auf?

»Ich will dir doch nur helfen, Ess«, sagte Boydy betrübt.
»Aber mal ganz ehrlich, so wie du die Knight-Zwillinge kennst, glaubst du echt, die haben ihre Computer auf automatisches Back-up hochgerüstet?«

Ich überlegte einen Moment und musste ihm recht geben. Es war zwar möglich, aber nicht sehr wahrscheinlich.

Erschreckenderweise wurde der Einbruch dadurch zu einer brauchbaren Möglichkeit.

Und noch erschreckender war, dass es gleichzeitig auch unsere einzige Möglichkeit war.